Nr. 36 — **Leipzig, den 28. August** — **1887**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Einsame Wege: 2. Ein gottgesandter Freund — Die göttliche Vorsehung und das Selbstleben der Welt — Aus dem dritten Jahrhundert der Kirche. Skizzen zur christlichen Kultur- und Sittengeschichte nach Origenes: 1. Origenes als Zeuge für seine Zeit — Der Evangelische Bund in Frankfurt. 1. Eröffnungsrede des Grafen Wintzingerode-Bodenstein bei der öffentlichen Versammlung am 17. August — Tagebuchblätter aus Italien. 4. Pompeji — Posaunenfeste — Verschiedenes: Buddhistische Seitenstücke zu Salomos Urteil; Züricher Mäßigkeitskongreß; Schönes Vermächtnis; Napoleon I. über den Atheismus

Einsame Wege

Apostelgeschichte 8, 26—39

2. Ein gottgesandter Freund

Als der Wagen des Kämmerers zu den Thoren Jerusalems hinausrollte, hatte der Herr bereits einen auserſehen, der sich auf seinem einsamen Wege zu ihm gesellen und ihm nach dem wahren Jerusalem, nach der rechten „Friedensburg" suchender Seelen ein Wegweiser werden sollte. „Der Engel des Herrn redete zu Philippo und sprach: Stehe auf und gehe gegen Mittag auf die Straße, die von Jerusalem gehet hinab gen Gaza, die da wüste ist."

Ein einsamer Weg auch für Philippus. Aus seiner reichgesegneten Thätigkeit, die ihn zum Evangelisten Samariens machte, ruft ihn der Herr plötzlich ab und heißt ihn einen Weg gehen, auf welchem nach Menschengedanken nicht viel für das Reich Gottes zu schaffen war. Wie schwer kann sich der Mensch von einem Orte und von Verhältnissen trennen, in denen er ganz an seinem Platze zu sein scheint, in denen er schöne Erfolge erzielt hat und sich vielleicht unentbehrlich dünkt; wie schwer zumal, wenn Gott ihm ein scheinbar weit geringeres und bescheideneres Arbeitsfeld zuweist. Wenn wir nur nicht zu viel Wert auf unsre liebe Person legen und uns so schnell für unentbehrlich halten wollten in dem großen Haushalt unsers Gottes!

Philippus dachte nicht so. „Und er stand auf und ging hin," ging im Gehorsam des Herrn. Verstand er auch im Augenblick noch nicht, wie er auf diesem einsamen Wege dem Reiche Gottes dienen konnte und sollte, so wußte er doch, was wir oft so schwer begreifen wollen, daß gerade da, wo wir nichts ausrichten zu können meinen, der Herr uns eine Thür aufthun kann zu reichgesegnetem Wirken, und daß auch ein scheinbar aussichtsloser Weg, wenn man ihn nur in Gottes Namen und in Gottes Gehorsam geht, zu den besten Aussichten führt.

Da stößt Philippus auf seinem einsamen Wege auf den Wagen des Kämmerers und hört diesen das wohlbekannte Wort des Propheten Jesaias (Kap. 53), jenes Evangelisten des alten Bundes, lesen von dem leidenden Gerechten, von dem „Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet." Nun wußte er, warum ihn der Herr in diese trostlose Gegend geschickt, nämlich, daß durch ihn einer armen suchenden Heidenseele der Trost Israels gebracht werde. Flugs ging er an seine Arbeit. Der Kämmerer aber erkannte bald in ihm einen gottgesandten Freund, ließ sich gern von ihm einführen in das Verständnis der Schrift und belehren, wie jenes Prophetenwort seine herrliche Erfüllung gefunden in dem fleischgewordenen Gotteswort, in Christo dem Gekreuzigten und Auferstandenen, der auch ihn, den armen Mohrensohn, mit eingeschlossen in seine allerbarmende Sünderliebe, der auch seine Sünde getragen und ihn zu einem seligen Gotteskinde machen wollte. Heilsbegierig lauscht er der Predigt des Evangeliums, bis es ihm ergeht wie jenen beiden Emmauswanderern, die einst auch von Jerusalem hinabzogen in ihre Heimat: bis sein Herz in ihm brennt im Feuer des Glaubens und seine Augen aufgethan werden, daß er den Heiland, seinen Heiland erkennt.

Seliges Erkennen! Selige Stunde, wo in einem Menschenherzen zum erstenmale dieses alles Denken übersteigende Heureka! „Ich habe gefunden," ich habe meinen Heiland gefunden, aufleuchtet! Da wird auch der einsamste Weg, „die Straße, die da wüste ist," zu einem Paradiesespfade. Und „o Gott, wie muß das Glück erfreun," wenn man einem andern ein solcher Freund hat werden dürfen, der ihn zu Christo geführt. Da muß auch der einsamste Ort zu einer Stätte reichster Freude werden. Es verlohnt sich wohl, um solchen Gewinnes willen auf einige Zeit „in die Wüste" zu gehen. Gott schenke all den suchenden, den Wahrheit, Trost und Frieden suchenden Seelen, die auch oft so einsam und unverstanden ihre Lebensstraße ziehen, solch eine Stunde seligen Friedens; er führe ihnen allen solch einen treuen Freund zu, der sie hinweise zu dem Einen besten Freunde, in welchem all ihr Suchen und Sehnen Erfüllung wird, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Durch die Seele des Kämmerers rauscht die Lebensquelle — und am Wege das Wasser. „Siehe, da ist Wasser, was hindert es, daß ich mich taufen lasse." Ja, wo Glaube ist, lebendiger Glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes, da hindert nichts mehr, daß der Herr seinen Bund schließe mit der Seele; da wird sie getauft mit dem Wasser des Lebens und mit dem Feuer seines Geistes: ein rechtes Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes.

„Da sie aber herauffstiegen aus dem Wasser, rückte der Geist des Herrn Philippum hinweg — und der Kämmerer zog seine Straße fröhlich." Nun trennen sich die Wege. Den Philippus führt der Geist auf ein neues Arbeitsfeld. Im Dienste Gottes giebt es kein Stillestehn. „Und ist hier gleich ein Kampf wohl ausgericht, das macht's noch nicht." Da soll man nicht ausruhen und sich sonnen wollen in dem, was man vollbracht. Ist's doch lauter Gnade nur, wenn Gott uns etwas zu thun giebt und etwas gelingen läßt; dafür wir ihm danken sollen durch treues, demütiges Weiterarbeiten, bis er selber uns den Feierabend ansagt. Der Kämmerer aber zog seine Straße fröhlich, war er doch nun nicht mehr einsam, sondern in Gemeinschaft dessen, der da spricht: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage"; hatte er doch einen Schatz gefunden, den alle Juwelen Aethiopiens nicht aufwogen; hatte er doch eine Würde erlangt, an welche alle Ehrenstellen Candaces soweit nicht hinanreichten, die Würde eines begnadigten Kindes Gottes, des Königs aller Könige.

„Und er zog seine Straße fröhlich." Gott schenke und erhalte dir und mir, lieber Leser, diese Fröhlichkeit eines Gotteskindes auf unsrer irdischen Wanderstraße; Gott helfe, daß auch wir einmal fröhlich heimwärts ziehen. Sollte aber der Herr auch dich und mich zuvor noch auf manchen einsamen Weg führen, laß ihn uns gehen im Gehorsam gegen ihn, vielleicht soll er gerade ein Heilsweg werden für uns oder andre oder für beide zugleich — unser Himmelsweg!

L-O

Die göttliche Vorsehung und das Selbstleben der Welt

Von Dr. W. Schmidt, Pfarrer in Cürtow. (Berlin, Wiegandt und Grieben, 1887. 230 S.; Mk. 3,50.)

Es ist nicht unsre Absicht, hier eine eigentliche und vollständige Besprechung dieses, schon in der Note zu dem Aufsatz „Die Liebe Gottes als Prinzip der Welterklärung“ in Nr. 25 dieses Blattes erwähnten Buches zu geben, weshalb wir uns auch eines Gesamturteiles über dasselbe enthalten werden. Nur ein paar Hauptpunkte in den Ausführungen des Verfassers, die sich, sei es in zustimmendem, sei es in abweichendem Sinne, mit den in diesem Blatte bisher gepflogenen Erörterungen über die Frage der göttlichen Vorsehung berühren, wollen wir daraus hervorheben, in der Hoffnung, hierdurch zur weiteren Klarstellung dieser Frage und besonders zur Wegräumung von allerlei Mißverständnissen einiges beizutragen.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte: 1. Der Begriff der göttlichen Vorsehung und die (altprotestantische) Kirchenlehre; 2. die weltregierende Fürsehung und die heilige Schrift; 3. die weltregierende Fürsehung und das fromme Bewußtsein; 4. die weltregierende Fürsehung und die Naturwissenschaft. Man bemerkt den Wechsel des Ausdruckes; der Verfasser glaubt nämlich bei näherer Prüfung zu finden, daß es richtiger sei, Fürsehung zu sagen. Wir unserseits legen auf diesen Unterschied kein Gewicht und ziehen es vor, das einmal eingebürgerte Wort Vorsehung beizubehalten.

Wir haben es also vorzugsweise mit dem dritten Abschnitt zu thun, worin unsre heutigen Anschauungen von der göttlichen Vorsehung erörtert werden, während die andern Stücke für uns nur insoweit in Betracht kommen, als darin der eigne Standpunkt des Verfassers sich ausspricht; im übrigen sind ihre Themata Fragen für sich, die besonders zu behandeln sein würden.

Der Verfasser stimmt in mehrfacher Hinsicht mit der von Kreibig, auf dessen Schriftchen er wiederholt Bezug nimmt, und ebenso von uns selbst (in dem Aufsatze „Zur Lehre von der göttlichen Vorsehung und Weltregierung“ in Nr. 20 dieses Blattes) vertretenen Ansicht überein; ja diese Uebereinstimmung ist stellenweise eine nahezu wörtliche. So z. B. sagt er (S. 73): Wenn Gott „so dem Weltleben gegenüberstünde, daß in keinem Sinne ein Selbstleben, ein Sichentwickeln in und aus sich selbst heraus wäre: so könnte von einer Weltregierung nicht die Rede sein. . . . Der Begriff der Regierung setzt eine gewisse Freiheit dessen, der regiert werden soll, von dem voraus, der zu regieren hat.“ Man vergleiche die bezügliche Stelle unsers genannten Aufsatzes auf S. 187 dieses Blattes, wo fast Wort für Wort dasselbe gesagt ist. Und doch ist hier die Möglichkeit einer auch nur unbewußten Reminiscenz auf beiden Seiten thatsächlich ausgeschlossen, da keiner, als er schrieb, das, was der andre geschrieben hatte, kannte und kennen konnte. Ferner erkennt der Verfasser gleich im ersten Abschnitt (S. 25) es als eine unzweifelhaft richtige Voraussetzung unsrer ganzen heutigen Denkweise und Praxis an, sowohl daß das Naturgebiet „von Gott auf seine eignen Gesetze angewiesen ist und von Gottes direktem, sozusagen eingreifendem Einfluß von ihm selbst frei und unabhängig erhalten wird, als auch daß in naturgemäßer Folge seine über allem Zweifel erhabene Fürsehung sich im allgemeinen und in der Regel nicht durch eine eingreifende Direktion bestimmter Naturvorgänge zu unsern Gunsten oder Ungunsten vollzieht.“ Noch eine dritte Stelle: „Das lebendige Weltdrama der Freiheit, welches die göttliche Weltregierung und Wechselwirkung und Wechselkampf mit der kreatürlichen Freiheit durchführt, sänke zu einem Automatenspiel, zu einer Reihe mechanischer Bewegungen herab, an denen selbst der allmächtige, durch seinen Weltplan von Ewigkeit her gebundne Weltschöpfer nichts mehr zu ändern vermöchte“ — nämlich wenn in der That ein solcher, bis ins Detail fertiger und unabänderlicher Weltplan bestünde. Genug; obschon sich noch mehrere ähnliche Aeußerungen anführen ließen, darunter auch solche, wo der Verfasser unsrer Ansicht nach sogar wieder nach der andern Seite zu weit geht, so z. B. wenn er meint, daß die „Gottesordnung“ (göttliche Weltordnung, wie wir uns ausgedrückt haben), die z. B. in den natürlichen Strafen der Sünde erscheint, „sich unter allen Umständen mit eherner Konsequenz zur Geltung bringe“; wir können uns wohl Umstände denken, unter denen Gott z. B. die weltordnungsmäßigen Folgen der Sünden der Vorfahren aufhebt oder doch mildert.

Worin besteht nun aber nach ihm die göttliche Vorsehung? Er findet sie in demjenigen, was unsre alten Dogmatiker, namentlich Quenstedt, das decenter ordinare nannten, in der „angemessenen Gruppirung der Zeit- und Weltumstände, der Personen und Sachen, der Ergebnisse des natürlichen Geschehens und der kreatürlichen Freiheit“; dieses Gruppiren ist, sagt er z. B. S. 29 und an a. O.: „sozusagen das Ineinanderfügen der Maschen, welche das naturgesetzliche und das freie Weltleben in beständiger Entwicklung in sich und aus sich selbst heraus zuwege bringt, zu einem Weltgewebe, welches in dem jeweiligen Stadium der Gesamtentwicklung den göttlichen Weltintentionen entspricht.“ An einer andern Stelle (S. 164) drückt er den nämlichen Gedanken so aus: Der Einfluß der göttlichen Vorsehung werde durch das naturgesetzliche Geschehen selbst vermittelt, indem „dank der göttlichen Gruppirung das Zusammentreffen der natürlichen Effekte ein derartiges ist, daß sie sich gegenseitig im Sinne der göttlichen Welt- und Einzelgedanken in Schach und zugleich in Fortschritt halten und daß zumal das naturgesetzliche Geschehen mit dem freien Selbstleben der Kreatur, näher der kreatürlichen Willensfreiheit in einer Weise koinzidirt, daß dadurch sowohl die endgiltige Durchkreuzung der göttlichen Gedanken verhütet als auch die Realisirung derselben gefördert wird.“

Wir sind nun gleichfalls überzeugt, daß die göttliche Vorsehung und Weltregierung vorzugsweise (jedoch nicht ausschließlich) in dieser Weise wirksam ist. Dasselbe wie der Verfasser meint auch Kreibig, wenn er z. B. in der Geschichte Josephs „von einer Verflechtung der verschiedensten, von ganz entgegengesetzten Seiten her angesponnenen Fäden“ u. s. w. spricht. Insoweit besteht also zwischen uns und dem Verfasser Einverständnis. Die Differenz liegt nun aber darin, daß nach diesem, wenn wir ihn anders recht verstehn, die göttliche Vorsehung in allem weltlichen Geschehen wirksam, das „Zusammentreffen der natürlichen Ursachen zu irgend einem Effekt“ oder die Gruppirung „immer eine gottgewollte, gottgeordnete“ ist (S. 55 u. a.). Einen „Zufall“ giebt es nach ihm somit überhaupt nicht. Es ist nun allerdings schwer, diese Seite der Ansicht des Verfassers mit den Stellen zusammenzureimen, wo er die Weltordnung ausdrücklich als eine unverbrüchliche, ja als ein „Verhängnis“ bezeichnet, „welches den Charakter der Notwendigkeit, näher Unabwendbarkeit, sowohl dem Menschen als auch Gott gegenüber an sich trägt“ (S. 60). Freilich, fügt er hinzu, dieses Verhängnis (z. B. angeborene Blindheit) stehe „als solches unter der weltregierenden göttlichen Fürsehung“ und müsse „den Weltzwecken derselben dienen.“ Wie dies aber möglich sein soll, besonders da der Verfasser seinerseits, im Gegensatze zu unsern alten Dogmatikern, das unbedingte göttliche Vorauswissen sowohl eines solchen Verhängnisses als überhaupt „natürlich oder sittlich bedingter zeitlicher Vorgänge“ (S. 58) in Abrede stellt, das sind wir außer stande einzusehen.

Nach unsrer (und Kreibigs) Auffassung dagegen ist das Eingreifen Gottes in den Weltlauf, also auch das, was der Verfasser unter der Gruppirung versteht, immer eine Ausnahme von der Regel. Zur Abwehr von Mißverständnissen wollen wir hier anmerken, daß diese Ausnahmen immerhin, an sich betrachtet, ungemein häufig vorkommen können und, wie wir überzeugt sind, auch wirklich vorkommen, viel mehr als wir Menschen wissen und ahnen — für die Spezialvorsehung bleibt also auch nach unsrer Ansicht Raum genug übrig —; aber den Myriaden der Fälle gegenüber, welche das tägliche Geschehen mit sich bringt, sind es eben doch Ausnahmen. Man sehe sich dieses alltägliche Geschehen in Handel und Wandel, Arbeit und Vergnügen u. s. w. doch nur einmal näher an: wie höchst gleichgiltig sind die allermeisten seiner Ereignisse für die höchsten Zwecke! Der Verfasser aber leugnet ausdrücklich (Kreibig gegenüber), „daß das Weltgeschehen irgendwo für dieses letzte Ziel der Menschheit oder des Einzelnen“ (nämlich den sittlich-reli-

giösen Lebenszweck) „gleichgiltig sei und in dieser Richtung nicht verwertet werden könne“ (S. 171). Da sind nun zwei verschiedne Behauptungen zusammen geworfen. Verwertbar freilich kann für die Zwecke der göttlichen Vorsehung auch der unbedeutendste Zufall, und nicht minder kann ein scheinbarer Zufall selbst schon das Werk der „gruppirenden“ Vorsehung sein; „der Zufall ist die Domäne Gottes,“ sagt, wo wir nicht irren, Richard Rothe einmal. Aber kann man im Ernste leugnen, daß unendlich viele Zufälle entweder gänzlich folgenlos oder doch ohne Bedeutung für die höchsten Lebenszwecke sind, und wäre es nicht höchst wunderlich zu glauben, daß dieselben alle von der Vorsehung arrangirt seien?

Daß es aber überhaupt keinen Zufall gebe, diese, auch unter unsern Gläubigen (trotz Luk. 10, 31) viel verbreitete Ansicht beruht, wie uns scheint, lediglich auf einem Mißverständnis. Ein Zufall im Sinne der Metaphysik, d. h. ein Geschehen ohne Ursache, ist freilich nicht denkbar; aber unter Zufall pflegt man im gemeinen Leben etwas andres zu verstehen, nämlich jedes durch ein zeitlich-örtliches Zusammentreffen zweier oder mehrerer von einander unabhängiger (also weder durch eine gemeinsame Absicht noch durch eine gemeinsame Ursache zusammengeknüpfter) Kausalreihen bewirktes Geschehen oder Ereignis. Und da giebt es höchst merkwürdige, aber auch höchst bedeutungslose Zufälle in Menge. Wir begegneten einmal einem Berliner Bekannten, eben als wir unsern Gasthof verlassen hatten, um ihn, der in einem ziemlich weit entfernten Viertel wohnte, in Geschäften aufzusuchen. Aus Anlaß dieses glücklichen Zufalls erzählte uns derselbe folgendes. Er hatte auf einer italienischen Reise die Bekanntschaft zweier Herren (aus andern deutschen Städten) gemacht, mit denen er dann zusammen bis Neapel reiste, wo man sich trennte; nähere Beziehungen entstanden zwischen den drei Reisegefährten nicht. Etwa anderthalb Jahre später sieht er in der Leipziger Straße den einen der beiden Herren in einer Droschke vorbeifahren, ruft ihn an, und sie freuen sich des unerwarteten Wiederbegegnens. Gleich darauf kommt wieder eine Droschke, in welcher der dritte Herr sitzt. Natürlich feierte man das unverhoffte Zusammentreffen bei einer Flasche Wein; damit war aber die Sache zu Ende. Dieser Zufall hatte nur eine, zwar nicht wohl mathematisch festzustellende, aber jedenfalls äußerst geringe Wahrscheinlichkeit für sich; jedoch er konnte eben vorkommen, denn er lag in der Lotterie der Möglichkeiten.

Der Zufall ist überhaupt ein ganz interessanter Kauz, den es wohl einmal verlohnte, etwas näher ins Auge zu fassen. „Ein Unglück kommt selten allein,“ sagt das Sprichwort; und wohl schon jeder von uns hat die Erfahrung gemacht, daß es Tage oder Zeiten giebt, wo einem alles konträr geht, sodaß der alte Adam mitunter der Versuchung, aus der Haut zu fahren, nicht widerstehen würde, wenn das nur möglich wäre. Wie kommt dies nun? Giebt es auch dafür eine Erklärung? Allerdings, denn auch der Zufall hat seine, im Wesen der Sache begründeten Gesetze; hier ist das Gesetz der Reihenbildung wirksam. Es handelt sich um zweierlei Arten von Vorkommnissen, günstige, zu unsern Zwecken oder Wünschen passende, und ungünstige, widerwärtige; und es besteht im allgemeinen kein Grund anzunehmen, daß die eine Art häufiger oder weniger häufig auftrete als die andre, folglich hat jede der beiden die Hälfte Wahrscheinlichkeit für sich. Ginge es nun genau hiernach, so müßten die beiden immerfort mit einander abwechseln. Das thun sie aber, sofern sie durch den Zufall herbeigeführt werden, nicht; denn es gehört zum Wesen des Zufalls, schlechthin inkonsequent zu sein. Er ist daher auch in der Inkonsequenz inkonsequent, d. h. zeitweise konsequent, mit einem Wort, er bildet Reihen. Dies zeigt sich besonders deutlich beim Hazardspiel; die Spieler nennen die gerade vorherrschende Reihe die Dominante, sprechen, wenn eine solche fehlt und z. B. Rouge und Noir im Roulette annähernd gleichmäßig herauskommen, von einer Intermittente u. s. w. Auch hier aber sind die stärksten Unwahrscheinlichkeiten möglich; wie der Spielpächter Blanc erzählte, kam es einmal in seinem Leben vor, daß die Kugel sechsunddreißigmal hinter einander auf Rouge fiel. Die Wahrscheinlichkeit dieses Falles ist $^1/_{68719476736}$. Angenommen nun sogar, daß Blanc in seinen verschiednen Spielhöllen gleichzeitig ein volles Dutzend Roulettes im Gange hatte, so hätte er doch ungefähr eine Million Jahre leben müssen, um den Fall zu erleben, wenn derselbe erst seiner Wahrscheinlichkeit entsprechend sich ereignet hätte.

Zufälle, die eine ernstere Bedeutung für unser Leben gewinnen, werden wir geneigt sein, für eine Fügung der Vorsehung zu halten, und wir haben dazu ein vollkommenes Recht; auch an weltgeschichtlichen Zufällen dieser Art fehlt es nicht. Aber wie gering ist doch die Zahl solcher Treffer im Verhältnis zu derjenigen der Nieten, d. h. der folgenlosen oder unbedeutenden Zufälle!

Uebrigens plaidirt der Verfasser selbst für unsre Ansicht, und zwar gerade mit Argumenten, die er für die seinige ins Feld führt. „Die Katastrophe von Lissabon,“ sagt er u. a. (S. 154), „und wo sonst Menschen in Menge das Leben verloren haben oder geschädigt worden sind, ist noch kein Beweis, daß die davon Betroffenen in der Erreichung ihres Welt- und Selbstzweckes gehindert worden sind“ u. s. w. Diese Stelle macht zunächst einen fast komischen Eindruck; selbst ein plötzlicher Tod soll hiernach für die Erreichung der höchsten Lebenszwecke nicht hinderlich sein! Doch zugegeben, es sei so, so wäre damit immer nur gesagt, daß solche Katastrophen in Bezug auf diese Zwecke gleichgiltig, bedeutungslos, nicht aber, daß sie dafür förderlich oder verwertbar seien, wie der Verfasser an der oben zitirten Stelle von jedem Geschehen behauptet. Wenn er weiterhin hier, wie anderwärts (S. 64), die Annahme einer „sittlich-religiösen Weiterentwicklung im andern Leben“ zu Hilfe nimmt, die „genau da einsetze, wo sie hier abbrach,“ so wollen wir unsernteils ihm darin zwar nicht widersprechen, müssen aber doch erinnern, daß diese Annahme keineswegs mit der überlieferten protestantischen Lehre im Einklang steht. Auch liegt die Sache durchaus nicht so einfach, wie der Verfasser zu glauben scheint, man müßte denn dem irdischen Leben jede selbständige Bedeutung absprechen wollen; doch können wir auf diesen Punkt hier nicht weiter eingehen.

Das ganze Gebiet der von dem Verfasser und uns erörterten Fragen ist voll von dunkeln und schwierigen Partien, und wir wissen alle so wenig und können alle so jammervoll irren! Es sind immer nur Versuche zur Welterklärung vom Standpunkte des Gottesglaubens, um die es sich hier handeln kann, und wir müssen wechselseitig Nachsicht mit einander haben. Im ganzen und wesentlichen, denken wir, stimmt der Verfasser doch mit der von Kreibig und uns vertretenen Auffassung überein; die Differenzpunkte sind mehr nebensächliche. Vielleicht läßt sich das Einverständnis in der Hauptsache dahin formuliren, daß die göttliche Vorsehung, sei es durch „Gruppirung“ der in der Welt vorhandenen Fäden des Geschehens, sei es durch Einfügung neuer, überall da wirksam ist, wo sie zureichende Gründe dazu hat. Welcher Art aber diese Gründe sein mögen, darüber sind wir, wie gesagt, auf Vermutungen angewiesen; nur so viel können wir mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß für die Regel des weltlichen Geschehens solche Gründe nicht vorhanden sind. Wollten jedoch wir unserseits darlegen, in welchen Arten von Fällen nach den uns bekannten Erfahrungen ein Eingreifen Gottes stattfinden kann, so würden wir wahrscheinlich in den Verdacht kommen, nicht sowohl, wie dies jetzt vielleicht der Fall ist,*) die göttliche Spezialvor-

*) Wenigstens sind uns ein paar Stimmen dieser Art zu Gehör gekommen, und zwar unter Hinweis auf Stellen wie Matth. 10, 29—31. Freilich ist uns nicht recht begreiflich, wie jemand meinen kann, daß unsre Ansicht mit diesem oder ähnlichen Aussprüchen Christi in Widerstreit stehe. Haben wir doch in unserm ersten Artikel (Nr. 20, S. 187) ausdrücklich anerkannt, daß „nichts“ — also auch nicht das Allerkleinste — ohne den (zulassenden oder bestätigenden) Willen Gottes geschieht.“ Gott sieht und weiß also auch nach unsrer Auffassung alles, was im natürlichen Laufe des Weltlebens geschieht, bez. geschehen wird; und ist nun darunter etwas, das unserm wahren Besten zuwider sein würde, so steht es jederzeit bei ihm, abwehrend einzugreifen. Der ganze Unterschied besteht darin, daß wir sagen: es geschieht nichts ohne Gottes Willen, während nach der von uns bekämpften Ansicht alles durch Gottes (Spezial-) Willen geschieht; aber die göttliche Vorsehung ist hier wie dort die gleich allwissende; ihr Auge wacht hier wie dort über uns. D B

sehung zu leugnen oder allzusehr einzuschränken, als vielmehr ihr Gebiet übermäßig auszudehnen. Wenn freilich schon ohnehin alles, was uns begegnet, z. B. eine Krankheit, von Gott verordnet ist, dann kann auch von einem „Eingreifen" seiner Macht und Güte und ebenso von eigentlicher Gebetserhörung keine Rede sein, das haben wir bereits früher anerkannt; und dann versteht es sich auch von selbst, daß wir durch das Gebet „Gott nicht vermögen können, etwas zu geben, was er sonst nicht würde gegeben haben." Wir sind indes so gewiß wie von unserm Leben überzeugt, daß diese Meinung die richtige nicht ist und daß der Mensch und seine vertrauende Bitte allerdings eine Einwirkung auf Gottes Willen zu üben vermag. Damit wollen wir aber für diesmal schließen, indem wir nur noch hinzufügen, daß diese letztere Bemerkung nicht etwa gegen den Verfasser des vorliegenden Buches, sondern vielmehr gegen eine Stelle des Artikels in Nr. 21 dieses Blattes „Ueber Krankenheilungen durch Gebet" — übrigens mit freundlichstem Gruße an den Schreiber desselben — gerichtet ist.*) L N

Aus dem dritten Jahrhundert der Kirche

Skizzen zur christlichen Kultur- und Sittengeschichte nach Origenes

Uebersicht: 1. Origenes als Zeuge für seine Zeit — 2. Leben und Charakter des Origenes — 3. Mission. Verhältnis zum Heidentum, Staat und Judentum — 4. Kirchliche Stände- und Gemeinde-Verfassung. Aufgaben und Leistungen der Gemeindebeamten — 5. Predigt. Liebesthätigkeit. Kirchenzucht.

1. Origenes als Zeuge für seine Zeit

Die geschichtliche Anschauung steht wie die räumliche unter dem Gesetz der Perspektive. Für die lebensvollen Gestaltungen fernliegender Zeiten besitzen wir nicht das Augenmaß und die Sicherheit des Blickes wie für die nächste Vergangenheit. Dort scheinen uns die Zeiträume kürzer, die Entwicklungen einfacher zu sein. Wo die Kontraste von Licht und Schatten nicht in ganz besonders wirksamen Linien sich von einander abheben, verschwimmen sie fast in der Einheit der Abtönung. Die unruhige Mannichfaltigkeit der Bewegungen, die bunte Masse der Farben, die regen Gruppen individueller Gestalten treten zurück gegenüber einem allgemeinen Eindruck. Und wo die kleinen Unterschiede und Wandlungen dem Blicke völlig entgehen, da werden dann auch die Urteile umfassender und allgemeiner. Unwillkürlich sind wir geneigt, von unserm Wissen über Thatsachen auf diese Thatsachen selbst zu schließen und das geschichtliche Bild zu vervollständigen, indem wir dort, wo es uns an Quellen oder an Anschauung gebricht, naheliegende, bekannte Daten oder gar die Zustände der Gegenwart ergänzen. Das Fehlerhafte solchen Verfahrens liegt auf der Hand. Aber vermieden wird es nur, wenn eine möglichst umfassende Kenntnis der Quellen mit einem feinen, für Nüancen und leichte Uebergänge empfindlichen Sinn vereint ist, wenn mit der Vorsicht der Forschung die Elastizität der Auffassung verbunden bleibt und die Fähigkeit, durch jede neue Erkenntnis das geschichtliche Bild nicht nur zu vervollständigen, sondern auch zu berichtigen.

Der Erforschung der ersten christlichen Jahrhunderte liegt jene Gefahr doppelt nahe. Nur zu leicht wirkt, von den Eindrücken des Schulunterrichts und populärer Darstellungen getragen, die traditionelle Anschauung nach, welche in den Jahrhunderten bis Konstantin eine Zeit von wesentlich gleichartigem, eigentümlichem Gepräge, von demselben sittlichen Gehalt, von innerlich sich ziemlich gleichbleibenden kirchlichen Verhältnissen sieht. Die unendliche Verschiedenheit, in welcher sich christliches Leben auf dem Boden der antiken Kulturwelt, reich an den mannichfaltigsten Formen, entfalten konnte und entfaltet hat, wird nicht genug beachtet. Und nicht minder vergißt man gar leicht die gewaltige Veränderung, welche um die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts in der Christenheit sich vollzog, neben den äußern Stürmen, welche über die Kirche dahingingen, die inneren Entwicklungen, welche sie erlebte.

Gewiß, die Jugendzeit der christlichen Kirche wird uns stets ehrwürdig und in entscheidenden Punkten die Glanzzeit der Christenheit bleiben. Aber doch ist jene ganze Epoche lange Zeit hindurch zu sehr nach bestimmten dogmatischen und apologetischen Gesichtspunkten dargestellt. Das ist ja erklärlich, weil bei weitem der größte Teil unserer Quellen selbst apologetischer Natur ist. Indes, wenn wir diesen Umstand betrachten und uns ferner erinnern, daß daneben eine reiche andersartige christliche Literatur bestanden hat, die wir kaum kennen, daß die Gesamtzahl der uns aufbehaltenen Quellen verhältnismäßig gering ist, daß auch diese oft mangelhaft, verstümmelt, vieldeutig, ohne selbständigen Wert, von zweifelhaftem Ursprung und schwer zu datiren sind, so werden wir vor allzu raschem Ausmalen und vor frühzeitigem Verallgemeinern uns hüten.

Um so verlockender und lohnender ist es, von einem festen Punkte aus einen Ausschnitt jener Jahrhunderte zu betrachten und, soweit wir zweifellos dazu berechtigt sind, die konkreten Züge zu einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen. Dazu sollen uns die Werke und Urteile des alexandrinischen Theologen Origenes († 254) dienen. Aber nicht eine Biographie des großen Alexandriners oder eine dogmengeschichtliche Erörterung will ich geben, und nicht auf alle Gebiete des kirchlichen Lebens soll sich der Blick richten. Vielmehr ist es meine Absicht, einen Teil der öffentlichen und sittlichen Verhältnisse der Kirche an der Hand der Schriften des Origenes zu skizziren. Das dort gebotene Material soll ausgenutzt und Origenes eigenes Urteil über die Kirche seiner Zeit vernommen werden. Die Gefahr, auf diese Weise ein sehr subjektives Bild oder ein buntfarbenes Mosaik zu gewinnen, ist verhältnismäßig gering. Sind doch gerade Origenes' Anschauungen und Urteile anregend, maßgebend und fruchtbar geworden für viele andere und von Bedeutung für Jahrhunderte. Die Verteidigungsschriften und Lobreden seiner unmittelbaren und mittelbaren Schüler, eines Gregorius Thaumaturgus, Pamphilus, Eusebius, die Lobsprüche nicht nur seiner Freunde, sondern auch seiner Widersacher sind des Zeugnis. Aber weit deutlicher redet der thatsächliche Einfluß selbst, den der gefeierte Lehrer durch das Begeisternde seiner Persönlichkeit und seiner Lehre auf Generationen geübt hat — die Abhängigkeit, in welcher fast alle theologischen Richtungen des Morgenlandes von ihm standen, und die immer neuen Kämpfe, deren Gedächtnis mit seinem Namen verknüpft ist.

Dazu kommen noch andere Gesichtspunkte. Unter den christlichen Autoren der ersten Jahrhunderte hat keiner so viel geschrieben wie Origenes. Und wenngleich die größere Hälfte seiner Schriften verloren ist, so ist doch ein beträchtlicher Teil erhalten — mehr als wir von einem andern christlichen Schriftsteller der ersten Zeit besitzen. So verfügen wir über ein umfangreiches, reichhaltiges und vielseitiges Material. Dasselbe wird aber noch wertvoller dadurch, daß es in ganz verschiedenartigen Schriftgattungen dargeboten wird und den verschiedensten Zeitlagen entstammt. Aus dem Greisenalter des Origenes wie aus der Blüte seiner Jahre, aus den Zeiten der Verfolgung wie des Friedens haben wir Schriften von ihm; und gar mannichfach ist ihr Anlaß, ihre Art und ihr Zweck. Sein berühmtes dogmatisches Werk über „die Grundlehren" kommt freilich für unsere Frage kaum in Betracht, ebensowenig die Fragmente der Schrift über die Auferstehung. Und während sonst gerade Briefe die wichtigsten und sittengeschichtlich bemerkenswertesten Dokumente zu sein pflegen, so gewähren uns die beiden ein-

*) Der Herausgeber kann es nicht für seine Aufgabe halten, Artikel wie die des verehrten Herrn Verfassers mit seinen Noten zu begleiten, wenn er etwa einmal abweichender Meinung ist. Auch wenn der Widerspruch gegen Grundanschauungen sich richten sollte, so kann ich die rechte Form dafür doch allein in einem selbständigen Artikel sehen. In der That sind eingehende Beiträge zu der oben, sowie in Nr. 20 und 25 behandelten wichtigen Frage bereits von andrer Seite angemeldet. Auch dem gelegentlich vom Herrn Verfasser freundschaftlich angefochtenen Urheber des Artikels in Nr. 21 wird er eine ebenso freundschaftliche Erwiderung gestatten müssen. Ich darf auf die Teilnahme unsrer Leser für solche Diskussion rechnen. Wie anders sollen denn die gebildeten „Laien" über diese Grund- und Hauptfragen christlicher Weltanschauung zur Klarheit kommen, als wenn sie mit aller Unbefangenheit und Gründlichkeit vor ihnen verhandelt werden? So gewiß es dabei ohne Ansprüche an das Nachdenken der Leser nicht abgehen kann, möchte ich die betreffenden Herren Mitarbeiter dringend bitten, nicht allzutief in die Abgründe theologisch-philosophischer Gelehrsamkeit hinabzusteigen, vielmehr wetteifernd um die Palme größter Verständlichkeit zu ringen. D H

zigen, uns erhaltenen Briefe des Origenes — von einer großen Zahl der letzte, kümmerliche Rest — gar keine Ausbeute. Etwas mehr bieten zwei praktische Schriften: die „Ermunterung zum Märtyrertum,“ welche er in der Verfolgungszeit unter Kaiser Maximinus Thrax seinen gefangenen Freunden Ambrosius und Protoktet sandte, und seine Abhandlungen über das Gebet und das Vaterunser. Von hervorragendem Werte sind dagegen die übrigen, uns erhaltenen Werke: einerseits die acht Bücher wider den heidnischen Philosophen Celsus und andrerseits die reiche Fülle von Kommentaren und Predigten. Die apologetische Schrift gegen Celsus ist für die Geschichte des christlichen Lebens jener Zeit oft und gründlich benutzt worden. Nicht so die Kommentare und Predigten, welche hie und da manche geschichtlich sehr beachtenswerte Notiz enthalten. Und doch bilden gerade diese eine sehr heilsame Berichtigung und Ergänzung des Bildes, welches man sich nach der Schrift gegen Celsus von der Christenheit des dritten Jahrhunderts zu entwerfen pflegt. Nicht als ob in der Schrift gegen Celsus tendenziöse Entstellungen vorlägen, die durch jene andern Schriftgattungen aufgedeckt und widerlegt würden. Einzelne kleine Widersprüche fehlen nicht. Aber im allgemeinen sind es weniger unvereinbare Widersprüche als vielmehr zwei notwendig zusammengehörende Seiten derselben Sache, von denen die eine mehr in der Verteidigungsschrift, die andere in den exegetischen und praktisch-kirchlichen Werken hervortritt. Als Apologet antwortet Origenes auf die positiven Angriffe seines Gegners. Er kann mit Recht die Anklagen gegen die Christen als unwahr oder doch als sehr übertrieben hinstellen. Die Mängel und Schwächen, welche er auf christlicher Seite zugestehen muß, beurteilt er mit Recht als solche, welche die Sache des Christentums an sich nicht berühren. Und niemand wird es ihm verdenken, wenn er die thatsächlichen Schäden der christlichen Gemeinden ohne Grund vor dem großen Publikum nicht bloßlegt. Anders in den Kommentaren und Predigten. Beide sind für Christen bestimmt und berühren die innerkirchlichen Fragen mit großer Offenheit und rücksichtsloser Wahrheitsliebe, je nach den Umständen diese oder jene Seite des kirchlichen Lebens behandelnd. Hier entrollt sich uns wirklich ein konkretes Bild des kirchlichen Lebens, besonders an jenen Stellen, wo die Zufälligkeit der Bemerkungen jede Tendenz und Reflexion ausschließt, und wiederum dort, wo Origenes mit heiligem Ernste sich und seinen Zuhörern Buße predigt. Denn das fühlt man überall den Worten an, daß seine Demut und seine furchtlose Wahrheitsliebe jede parteiische Entstellung, jedes lieblose Richten und jede rhetorische Uebertreibung fernhält.

Ueberhaupt ist es eine wohlthuende Gewißheit, daß wir es hier nicht mit einem Vielschreiber von Profession zu thun haben, sondern mit einem Manne, welcher aus Scheu vor dem Heiligtum der Schrift und vor der Größe der Aufgabe lange Zeit es ablehnte, in solchem Umfange schriftstellerisch zu wirken. Und nachdem er es auf Drängen seiner Freunde und zum Besten der Kirche dennoch übernommen hat, ist er sich seiner Verantwortung stets bewußt geblieben. Wohl ist sein Stil breit, umständlich und zuweilen matt. Aber nie wird seine Schreibweise parteiisch, tendenziös, gehässig; und seine Darstellung ist fern von spitzfindigen Advokatenkniffen, von hitziger Ueberstürzung und von übergeistreichen Schlagworten, wie sie uns in den Schriften des afrikanischen Kirchenvaters Tertullian zugleich reizen und abstoßen. Dazu kommt, daß Origenes den Schleier, welcher über den tiefsten christlichen Erkenntnissen und den heiligsten Kultusakten, über Taufe und Abendmahl, Jahrzehnte lang gelegen hatte, lüften durfte, während noch sein Lehrer, Klemens von Alexandrien, nur heimlich und auf kunstreiche Weise dem Kundigen die Geheimnisse anvertraute. Ferner gab ihm sein mit allen Fächern vertrautes und auf allen Gebieten sammelndes Forschen eine große Freiheit der Bewegung und des Urteils, und die allegorische Methode wie sein spekulatives Ideal hoben die Starrheit seines Schriftprinzips auf und ließen ihn bei der Schriftauslegung überall dasjenige finden und aussprechen, was ihm selbst zu jeder Zeit am Herzen lag.

Nun ist er freilich nicht im eigentlichen Sinne ein schöpferischer Geist und ein originaler Denker. Seine Bedeutung beruht mehr auf der Weite seines Gesichtskreises, auf dem Umfang und der Art seiner überall gesammelten und befruchteten Erkenntnis, auf der glänzenden Gabe, das Fremde und Neue dem überlieferten Besitze zu vereinen und das Verschiedenartige zu vielseitiger Einheit zusammenzufassen. Aber gerade kraft dieser Anlage zu umfassender und geistvoller Kombination ist er in vielen Punkten bahnbrechend geworden und hat, den Samen der Vergangenheit ausstreuend auf bisher unbebautem Boden, den Grund gelegt für eine neue Ernte. Er ist der erste, welcher eine wissenschaftliche Schule für das Christentum gegründet hat: ich meine nicht die alexandrinische Katechetenschule, welche nur teilweis als eine christliche Akademie betrachtet werden kann, sondern die später von ihm gestiftete Schule zu Cäsarea. Er ist der erste, welcher eine gründliche und umfassend angelegte Vergleichung des heiligen Bibeltextes unternommen, welcher die ganze Schrift ausgelegt und in seinen Homilien die Geheimnisse christlich-spekulativer Erkenntnis deutlich verkündet hat. Er ist der erste, welcher die Wahrheiten des Christentums in einem wissenschaftlichen System behandelt und den gewandtesten und beteutendsten Gegner der christlichen Kirche wissenschaftlich widerlegt hat. Und wie er zuerst für die christliche Liebesthätigkeit geordnete Regeln und Grundsätze aufstellte, so ist er es auch gewesen, welcher zuerst die weltflüchtige, asketische Lebensweise bewußt und konsequent als Ideal für alle Christen hingestellt hat. Er ist es, der zuerst, im Anschluß an das Hohelied, bei der Schilderung des Verhältnisses zwischen der christlichen Seele und Christus die Töne der bräutlichen Liebe angeschlagen hat. Freilich ist immer noch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Christus des Origenes, der als das allumfassende, weltschöpferische Wort Gottes in Schriftstudium und Kontemplation der bräutlichen Seele nahe ist, und dem Jesus der späteren mönchischen Phantasien, der in individueller, menschlicher Gestalt die schmachtende und tändelnde Liebe der Ehelosen beglückt nnd erwiedert. Endlich aber ist Origenes unter den hervorragenden Lehrern und Schriftstellern der alten Kirche der erste, dessen Lebensschicksale uns mit einiger Sicherheit und Vollständigkeit bekannt sind.

Aus allen diesen Gründen ist Origenes der vornehmste Zeuge für das innere Leben der Kirche zu seiner Zeit. W B

Der Evangelische Bund in Frankfurt

1. Eröffnungsrede des Grafen Wintzingerode-Bodenstein bei der öffentlichen Versammlung am 17. August*)

Es war eine kleine Zahl von Männern, welche sich vor noch nicht Jahresfrist zusammenthaten, um Genossen zu finden zu einem gemeinsamen Ruf, laut genug, um von allen deutschen Protestanten gehört zu werden, zu dem Rufe: Seid einig! Seid des Bandes bewußt, in dem ihr gebunden seid, und seid des Bandes wert in gegenseitiger Liebe zu gemeinsamem Thun. Wahrt den Schatz, den Gott dem deutschen Gewissen anvertraut hat.

Viel genannt ist der Evangelische Bund, als dessen Glieder wir zusammengekommen sind. Sein Name ist von seinen Gegnern so viel geschmäht, als ob wir durch eine Geschichte von Jahrzehnten ihren Unwillen auf uns gezogen hätten. Es muß vor Ihnen als den Vertretern des deutsch-protestantischen Volkes vor allem auch in dieser Stunde daran erinnert werden, daß der Evangelische Bund erst in diesen Frankfurter Tagen, daß er erst heute sein eigentliches Geburtsfest feiert.

Von den Gegnern geschmäht, hat aber der Aufruf des Evangelischen Bundes noch vielmehr in den Herzen der deutschen Protestanten Wiederhall gefunden. Jener Ruf hat von Tag zu Tage an Kraft gewonnen und wird, das hoffen und vertrauen wir, sich hineinsenken bis in die tiefsten Tiefen des Gemütes unsers deutschen Volkes. In dem harten Ringen unsrer eisernen Zeit, wo unter dem Hasten nach zeitlichem Erwerb und flüchtigem Genuß die Erinnerung an die dauernden Güter, die ein jeder in sich zu hüten, für die er zu leben und die er seinen Kindern

*) Die nächste Nummer wird über den allgemeinen Verlauf und die Ergebnisse der Frankfurter Tage berichten. D H

zu vererben hat, so sehr getrübt ist — hier ein Ruf, diese Erinnerung neu zu wecken. Wenn der unentreißbare Idealismus des deutschen Volkes unter der gestaltenden Kraft des Jahrhunderts so sehr in sein Gegenteil verkehrt ist, daß oft nur, was den Sinnen wahrnehmbar und für Hände greifbar ist, anerkannt, erstrebt und geachtet wird — hier ist eine Mahnung zur Einkehr. Erst wenn wir lernen, den immer wirksameren Gebrauch der Werkzeuge für unsern irdischen Beruf im Hinblick auf die Ewigkeit zu üben, dann wird wieder der Lohn in der Arbeit selbst gefunden, unserm Volksleben die entschwundene Zufriedenheit zurückgegeben werden.

Wie später an Tausende, so war auch an mich jener Ruf zur Eintracht, jene Mahnung zur Einkehr, jene Forderung gemeinsamen Bekennens und Handelns ergangen. Der Auftrag, welcher von den Männern mir erteilt wurde, die den ersten Keim zum Evangelischen Bunde gepflanzt haben, ich habe mich ihm nicht entziehen dürfen. Jener Auftrag giebt mir die Pflicht und das Recht, ehe ich mein Mandat in die Hände meiner Auftraggeber zurücklege, an dieser Stelle das Wort zu ergreifen.

Und so lassen Sie mich denn vor Ihnen Zeugnis ablegen, daß es sich bei dem Entstehen des Evangelischen Bundes nicht um eine That von Menschenwitz und Menschenwillkür handelt. Der schwachen Menschen wird Gottes Hand sich auch hier für seine Ratschlüsse bedienen und es brauchen diejenigen, welche bisher nach innerer Ueberzeugung und bestem Wissen für die für gut erkannte Sache gearbeitet haben, das Eingeständnis nicht zu scheuen, daß sie in diesem oder jenem Schritte geirrt, daß sie Richtiges versäumt, minder Zweckmäßiges gethan haben mögen. Die Arbeit war nicht klein, und mancherlei Schwierigkeiten waren zu überwinden, um bis hierher zu gelangen.

Aber Gottes Gnade hat unsre Schritte geleitet.

Aus der Not der Zeit heraus ist die Forderung geboren, daß die Bekenner des reinen Evangeliums sich um das gemeinsame Bekenntnis scharen sollen. Wir alle wissen, daß die Zwietracht in den eignen Reihen seit Jahrhunderten unser Volk um einen guten Teil der Segnungen der Reformation gebracht hat. Im Innern der lutherischen und reformirten Konfessionen hat man in entscheidenden Jahren die Gegensätze geschürt, als ob nicht das Evangelium selbst, sondern die verschiedenen Formen seiner Verkündigung das Heil zu bringen hätten, und die Feinde haben über unsern eignen Hader frohlockt und in unsrer Uneinigkeit die gefährlichste Waffe gegen die Wahrheit gefunden.

Wenn aber die politische Zersplitterung unsers deutschen Vaterlandes, in welchem uns die Wiege der Reformation gegeben ist, jetzt unter dem mächtigen evangelischen Fürstenhause der Hohenzollern ihr Ende gefunden hat, wenn damit unter den deutschen Stämmen auch die Schranken gefallen sind, welche es ihnen erschwerten, sich auf dem idealen Gebiete religiösen Bekenntnisses zu sammeln, wenn dann gleichzeitig es Gott zugelassen hat, daß in der römischen Kirche, nach langer planmäßiger, die Erziehung des Klerus und die häusliche Erziehung, das gewerbliche und gesellige Vereinsleben mit umfassender Vorbereitung eine Umwälzung sich vollzogen hat, bei welcher treuen Katholiken das Herz brach und Kirchenfürsten und Kleriker zu Abtrünnigen an ihrer eignen laut bekannten Ueberzeugung wurden, wenn er es zugelassen hat, daß in dieser römischen Kirche die Lehren des Neuen Testaments bis zur Unkenntlichkeit überwuchert und gegen das protestantische Deutschland namens dieser Kirche ein erbitterter Kampf heraufbeschworen wurde, welchen der Staat nicht hinauszuführen vermochte — war es dann Menschenwitz und Menschenwillkür oder ist Gottes Wille und Seine Hand darin zu erkennen, daß der Ruf nach Einheit unter den Bekennern der reinen evangelischen Lehre erscholl? Wir alle sehen Gottes Hand in dem Gange der Zeiten und schöpfen aus dieser Erkenntnis die Zuversicht, daß er schützen und helfen, daß er uns lehren werde, die Hände zu rüstigem Schaffen zu rühren. Wir hegen die Zuversicht, daß auch da, wo gegenwärtige und künftige Gefahren Abwehr und Kampf von uns fordern, er uns die richtigen Mittel weisen werde. Mit unsrer Kraft ist nichts gethan.

Die Aufgaben, welche dem Evangelischen Bunde gestellt sein werden, erschöpfend aufzuzählen und im einzelnen auszudeuten, ist nicht Sache dieser Stunde. Jeder Tag und jeder Ort kann deren neue bringen. Dankbar aber dürfen wir darauf hinweisen, daß der Bund eine seiner wesentlichsten Aufgaben schon dadurch erfüllt, daß er besteht. Sein Bestehen hat uns das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gestärkt — über Partei- und Landesgrenzen hinaus — und den Alp des „discordia res magnae dilabuntur“ von uns genommen.

Der Evangelische Bund will an dem Bekenntnisstande der einzelnen Landeskirchen keine Aenderungen versuchen. Er stellt sich auf den Boden praktischer Thätigkeit und schließt insbesondre von seinen Generalversammlungen die Erörterung theologischer Lehrfragen aus.

Der Evangelische Bund will die Thätigkeit älterer Vereine, welche gerechte Ansprüche an die opferfreudige Teilnahme des ganzen evangelischen Deutschlands zu erheben haben, nicht beeinträchtigen. Vielmehr wird jedes Bundesmitglied sich verpflichtet erachten, diese Thätigkeit nach Vermögen zu unterstützen und vor allem die viel umfassenden Aufgaben der inneren Mission und des Gustav-Adolf-Vereins nach Kräften zu fördern.

Unter inniger Verbindung des geistlichen und Laienelements ein für die mannichfachen Zwecke des Bundes geeignetes Gefäß und Werkzeug zu schaffen, bleibt die wichtigste Aufgabe seiner Organisation. Die Unentbehrlichkeit eines möglichst vollständigen, zuverlässig arbeitenden Apparates nötigt schon allein zu der Mahnung an alle Mitglieder, in der Beschaffung materieller Mittel nicht nachzulassen. Dürfen wir auch hoffen und erwarten, daß die Staaten sich nicht lange mehr der Forderung entziehen werden, die Unbilligkeiten in der Dotation der evangelischen Kirche gegenüber der katholischen auszugleichen, so werden doch die auf diesem Wege zu erlangenden Mittel dem Bedürfnis schon deshalb nie allein genügen, weil die Organe der Kirchenbehörden erfahrungsmäßig den bald hier bald dort auftretenden wechselnden Anforderungen nicht rasch genug zu folgen vermögen.

Neben diesen materiellen Mitteln wird es für die Arbeiter an den Aufgaben des Evangelischen Bundes aber vor allem eines hohen Maßes von Umsicht, Kraft, Selbstverleugnung und freiwilliger Unterordnung unter den gemeinsamen Zweck bedürfen. Hat Gottes Gnade die Anfänge des Bundes sichtlich gefördert, so wollen wir auch nicht nachlassen, in der Hingabe an die Sache uns jener Gnade wert zu erweisen.

Ich habe einen dankbaren Blick auf die Entstehung des Bundes geworfen und seine Aufgaben wenigstens im allgemeinen berührt. Es ist, gerade mit Rücksicht auf die Hoffnungen, welche wir auf den Fortgang der Entwicklung setzen, unerläßlich, auch der hauptsächlichsten Hindernisse zu gedenken, welche sich seiner weitern Ausbreitung bisher entgegengestellt haben, und daran einige Betrachtungen für die Zukunft zu knüpfen.

Die offene Feindseligkeit, welcher wir auf katholischer Seite begegnet sind, ist allerdings nur in beschränktem Sinne unter die Hindernisse zu rechnen. Wohl mag bei der eigentümlichen Kampfesweise dieser Gegner, welchen die evangelische Seite nicht gleiche Waffen entgegenzustellen vermag, dieser oder jener Evangelische sich von dem Beitritt zum Evangelischen Bunde durch die Furcht haben zurückhalten lassen, daß seine Kleider in der Berührung mit den Gegnern Flecken davon tragen könnten. Aber es genüge dieser Hinweis. So lange die streitbare katholische Presse ihr Geschäft in der jetzigen Weise weiter betreibt, wird auch die zum Nachdenken weniger geneigte Menge darin das deutlichste Zeichen erkennen, daß eine Kirche, welche sich solcher Mittel bedient und sie mit ihrer Autorität deckt — und die katholische Kirche kann jenen Anhang der Presse nicht von sich abstreifen —, zwar eine Macht sein, zwar mit dämonischen Kräften viel Unheil anrichten, Frieden und Eintracht im Lande untergraben, aber nicht die Kirche Christi sein kann. Die Feindseligkeiten der klerikalen Presse können unserm Evangelischen Bunde nur Freunde erwecken. Viel eher möchte ich diese Freunde davor warnen, sich durch die widerlichen Eindrücke nicht den ruhigen Blick verwirren zu lassen.

Der Eindruck, welchen der unbeteiligt außerhalb Stehende heutzutage von der katholischen Kirche empfängt, ist bei aller Anerkennung, daß sie eine zu großer Machtentfaltung geeignete

Einrichtung sei, der denkbar ungünstigste. Und doch wissen wir, daß die edelsten Charaktere, daß echteste Frömmigkeit sich auch auf dem Boden katholischer Bildung entwickelt haben. Wer will das heute für unmöglich, wer will für ausgeschlossen halten, daß selbst weite Kreise des katholischen Klerus, daß die katholische Kirche selbst sich des mit der unsrigen gemeinsamen Ursprungs erinnern, daß sich innerhalb dieser Kirche, unmerklich vielleicht für den Außenstehenden, an Haupt und Gliedern eine Reform vollzöge, welche auch zu der evangelischen Kirche ein würdiges Verhältnis wieder entstehen ließe. Muß man es denn für unabänderlich halten, daß von der katholischen Kirche — abgesehen von vielen einzelnen Katholiken — nur Haß, Verfluchung und Bekehrungssucht gegen die Anhänger der reinen evangelischen Lehre, Schmähung unsers großen Reformators ausgehe? Wir rühmen uns in Deutschland, daß die Grundlagen unsrer Kultur, unsrer Staatseinrichtungen, der hohe Durchschnittsstand der Volksbildung auf den Segnungen der Reformation beruhe, daß der Geist der Reformation es sei, dem wir das Bewußtsein der Selbstverantwortung, das ausgeprägte Pflichtgefühl, den Gemeinsinn weiter Bevölkerungsschichten, dem wir das Glück verdanken, den sozialen Gefahren der Gegenwart nicht nur abwehrende Gewalt, sondern aufbauende, das Gepräge werkthätigen Christentums tragende Schöpfungen entgegenstellen zu können. Wenn es, wie mannichfache Vergleiche bestätigen, die Kraft des evangelischen Bekenntnisses und der evangelischen Erziehung ist, welche in Wechselwirkung mit dem deutschen Volkscharakter uns diesen Vorsprung vor Ländern mit vorwiegend katholischer Bevölkerung giebt, so dürfen wir auch die Zuversicht hegen, daß der finstere Eifer der Gegner in Deutschland nicht Stand halten, daß auch der heutige Katholizismus trotz aller Absperrungsversuche sich dem Einfluß unsers reformatorischen Deutschtums auf die Dauer entziehen werde.

Die Gefahr liegt nahe, daß die Anzeichen für solche Regungen, wenn sie erscheinen werden, daß ferner die edeln Früchte, welche auch heute auf dem gemeinsamen Grunde des Christentums innerhalb des Bereichs der katholischen Kirche erwachsen, von uns nicht genügend beachtet und gewürdigt werden könnten. Möge der Geist der Liebe, der uns auch in Abwehr und Gefahr nicht verlassen darf, die Augen hell, die Herzen offen und die Hände zum Willkommensdruck bereit halten, für alles und für jeden, der sich mit uns in der gleichen Liebe zu unserm Erlöser, zu unserm Vaterlande, zu allem Edeln und Großen begegnet.

Dies die Bemerkung, zu welcher ultramontane Feindseligkeit mir Anlaß gab.

Die zweite Gegenströmung gegen den Evangelischen Bund, deren hier Erwähnung geschehen muß, ist die, welche von bestehenden Parteien innerhalb der evangelischen Glaubensgenossen ausgegangen ist und welche wir gern schon heute als überwunden möchten ansehen können. Man glaubt uns entweder nicht, daß wir keine neue Partei sein wollen, oder man erklärt die Herstellung solcher Einheit in der Vielheit für unmöglich. Den falschen Verdacht, daß die Männer, welche zuerst mit dem Rufe nach Einigung hervorgetreten sind, vielleicht aus Eitelkeit eine neue Parteibildung erstrebt hätten, werden diese zu tragen wissen, zumal wenn der Erfolg — und das thut er schon heute — den Verdacht widerlegt. Aber weshalb auch unmöglich?

Wenn dem evangelischen Christen der für alle auf dem gleichen Grunde ruhende Glauben etwas innerlich Erlebtes, sein eigenstes persönliches Eigentum, Sache seines eignen Gewissens, nicht ein durch Disziplin und Gewohnheit aufgezwungener äußerer Gehorsam sein soll, so ist es notwendig, daß dieser Glauben und damit das Bekenntnis für jeden Einzelnen eine individuelle Gestalt gewinne. Darin mag für die äußere Erscheinung, soweit man nach gemeinsamen Formen suchen muß, eine Schwäche liegen. Für den Einzelnen ist gerade jene individuelle Gestaltung, mag sie auch erst nach Zweifelskampf gewonnen sein — und dann vielleicht doppelt —, die Quelle der Kraft und Zuversicht; es ist die Aufgabe, für welche ihm Gott das Leben gab: er halte das Errungene fest und mache es zur Richtschnur seines Lebens. Wenn mehrere sich zusammenfinden, welche angeborene Gaben, Lehre, Erziehung dieselben Wege führten, so werden sie untereinander sich stärken und auf dem gleichen Wege begleiten. Der Austausch mit abweichenden Meinungen wird der allgemeinen Erkenntnis zu statten kommen und macht selbst den Kampf innerhalb der Parteien derselben Konfession zu einem berechtigten. Aber wo auch die Meinungen, die Bekenntnisformen im einzelnen abweichen mögen und naturgemäß abweichen müssen, da bleibt uns doch allen das gemeinsame Band in dem Worte Gottes, in Christus, in seinem Wahrheitszeugnis, in seiner welterlösenden Kraft. Das Wort sie sollen lassen stahn! Wir glauben an seine einigende Macht, an die aus der Eintracht folgende Kräftigung des evangelischen Bewußtseins, an die Möglichkeit gemeinsamen Wirkens für die uns allen gemeinsamen Aufgaben, und wir leben der Hoffnung, daß diese Ueberzeugung je mehr und mehr innerhalb aller Parteigruppen der evangelischen Kirche sich Raum schaffen wird.

Die dritte und letzte Gegenströmung, deren ich zu erwähnen habe, macht wenig Geräusch, ist dem Fortschreiten des Evangelischen Bundes aber um so hinderlicher. „Laßt's doch ruhen," sagen sie, „der Staat" — es ist zunächst der preußische gemeint — „hat seinen Frieden mit Rom gemacht. Legt doch auch die Waffen nieder." — Ein Teil der nichtkatholischen Presse folgt dieser Vorschrift aus anscheinend wenig anerkennenswerten Motiven. Es liegt jener Mahnung und der damit begründeten eignen Teilnahmlosigkeit ein doppelter Irrtum zu Grunde. Einmal der, daß der verderbliche Ultramontanismus in Deutschland abgerüstet habe, daß der Streit zu Ruhe gekommen sei, Rom Frieden halte. In Wahrheit ruht der Angriff nicht und hat auf römischer Seite, mag die Taktik gewechselt haben, nie geruht, sicher nicht seit vierzig, fünfzig Jahren. Die Beweise liegen klar vor Augen; es sieht sie nur derjenige nicht, der zu sehen sich nicht die Mühe giebt. Als der preußische Staat durch die Gesetzgebung den Kampf aufnahm, ist oft genug in ernster Ueberzeugung gesagt, man solle ihn nur mit den Waffen des Geistes ausfechten. Und jetzt, wo man dazu greifen will, wollen dieselben Männer es tadeln, daß wir die Waffen des Geistes gebrauchen? Unser Volk, insbesondre das katholische, wird bethört durch die Behauptung, daß auf seiten des Evangelischen Bundes über die Grenzen berechtigter und pflichtmäßiger Verteidigung hinausgegangen werde. Es ist ein heuchlerisches Beginnen, wie früher den Staat, so jetzt den Evangelischen Bund als den Friedensstörer hinzustellen. — Der zweite Irrtum beruht in der verbreiteten und vielfach gepflegten Annahme, als ob der Evangelische Bund ausschließlich zum Zweck des Kampfes gegen Rom ins Leben gerufen sei. Ich bekunde ausdrücklich, daß wenn die römischen Angriffe gegen den Bestand der evangelischen Kirche, gegen evangelisches Wesen, Denken und Fühlen, wenn die Gefährdung des Friedens und der Sitte in unserm Lande auch die wesentlichste äußere Veranlassung zur Schöpfung des Evangelischen Bundes gewesen, die Aufnahme der Verteidigung also seine erste Pflicht sein mußte, uns doch ungleich mehr noch die Einigung innerhalb der evangelischen Kirche, die Ausbreitung und Stärkung des evangelischen Bewußtseins in unsern eignen Reihen am Herzen liegt.

Wenn die Gleichgiltigen oder sogar Vorsichtigen nach Ruhe verlangen in dieser Zeit, sich kühl zur Seite stellen, so muß es Wunder nehmen, daß ihnen nicht das Wort der Magd im Palaste des Hohenpriesters in die Ohren klingt: „Bist du nicht auch ein Galiläer?"

Es sind die Zeichen der Zeit, welche diese Frage stellen. Sie mahnen zu bekennen und Zeugnis abzulegen!

Der Geist auch des modernen staatlichen Lebens — das will ich zum Schluß nicht ungesagt sein lassen —, sofern er ein Geist des Glaubens und der Gewissensfreiheit, des Rechtsbewußtseins und der Fürsorge für die Armen und Bedrängten, des rastlosen Weiterstrebens auf allen Gebieten ist, wurzelt im Protestantismus, der dem Kaiser giebt, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Dem Protestantismus ist die Kirche eine wohl in das Volksleben hineinreichende, dasselbe in allen Beziehungen mit Kräften des Heils durchdringende, aber mit rein weltlichen Händeln unverworrene Gemeinschaft des Glaubens, der Predigt, des Bekenntnisses, der Sakramente, der barmherzigen

Liebesübung. Wenn er aber den Staat als einen auf seinem Gebiete souveränen, seine Macht unmittelbar von Gott ableitenden Verband zum Schutze des Rechts, der Freiheit und des Gesetzes stützt, so giebt ihm dieses um so mehr den Anspruch auf Schutz und Schirm, auf Pflege seiner berechtigten Bestrebungen.

Daß die Kraft unsers evangelischen Bekenntnisses, das Werk der Reformation, die Erziehung unsers Volkes zu Pflicht und Wahrheit in dem uns aufgedrungenen Kampfe sich bewähren, den Kleinmut aus den Reihen der Evangelischen verbannen, die Treuen dagegen sammeln und uns endlich zum Siege führen werden, das ist unsre Zuversicht. Es streit' für uns der rechte Mann, das Feld muß er behalten.

Tagebuchblätter aus Italien

4

Pompeji

Unvergleichlich ist diese Ruinenstadt. Sie ist der Schlüssel zum Verständnis der antiken Kultur. Nur stückweise tritt uns die alte Welt anderwärts in ihren uns erhaltenen Monumenten entgegen, und oft haben die späteren Jahrhunderte diese Reste bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die aus dem Abgrunde durch den Schutt von anderthalbtausend Jahren und darüber wieder heraufgestiegene Stadt giebt das vollständige, überaus anschauliche Bild antiken Lebens und Treibens. Man vergißt gar bald, daß es fast nur Ruinen sind, die man durchwandert, und wenn man die Sammlung der pompejanischen Funde im Museum zu Neapel, diese einzig in der Welt dastehende Sammlung, gesehen hat, namentlich die Fülle der für den täglichen Gebrauch bestimmten Bronzesachen, wenn man die weiten Räume mit den pompejanischen Bildern durchschritten hat, so vergißt man bald, daß wir es in Pompeji mit einer schon frühe ausgeplünderten Stadt zu thun haben.

Man tritt durch das alte, nach dem Meere zu gelegene Thor ein, geht die alten Straßen, tritt in das und jenes Privathaus ein, durch das Atrium in die beiden säulenumgebenen unbedeckten Höfe, an die sich die andern Gemächer anschließen, auf der Rückseite gewöhnlich eine Gartenanlage; der Weg führt nach dem Forum, das von einem Portikus umgeben ist. Dort liegt die Basilika, in welcher der Magistrat Recht sprach, dort die Sitzungssäle des Stadtrates, der Gerichts- und Verwaltungsbehörden, hoch über allen auf mächtiger Basis der Tempel des Jupiter. Eine Menge kleiner Straßen münden auf das Forum; hier war vorwiegend der Sitz der Gewerbetreibenden, der Handwerker, wie sich deutlich erkennen läßt. Weiter geht es zu andern Tempeln — auch die Isis hatte ihren Kult in Pompeji — zu den wohlerhaltenen Theatern, auf der andern Seite zu den Grabanlagen. Ruinen sind es; aber noch heute wohnt Leben in ihnen.

Und welches reiche und glänzende Leben! Hier weht griechischer Geist. Es ist ein lebendiger Nachklang dessen, was die Hellenen als höchstes Ideal erstrebten: alle Lebenserscheinungen mit Schönheit zu durchdringen, durch die Kunst ihnen den Stempel des Alltäglichen, Gemeinen zu nehmen. Die konsequente Durchführung dieses Prinzips läßt uns auch hier staunen. Ein Bilderreichtum, eine Farbenpracht, für unser wenig farbenfreudiges Auge oft zu grell, eine Schönheit und Gediegenheit der gewöhnlichsten Gegenstände des täglichen Lebens spricht uns oft geradezu verblüffend an.

Und doppelt wertvoll ist Pompeji für den, welcher sich eine Vorstellung verschaffen will von der Periode antiker Geschichte, in welcher die Apostel Griechen und Römern das Evangelium brachten. 63 nach Christus wurde Pompeji durch Erdbeben zerstört; rasch legte man an sein Wiederaufrichten Hand an. 79 kam die zweite Katastrophe. Am Anfange des siebenten Jahrzehntes landete Paulus vier Stunden von Pompeji in Pozzuoli. Juden sind sicher in Pompeji gewesen; wenn man auch eins der sonderbarsten pompejanischen Bilder, die Darstellung des salomonischen Urteiles mit Pygmäenfiguren, nicht unmittelbar zum Beweise verwenden darf. In der klassischen Antike fehlt uns bis jetzt die Analogie; aber die Erzählung von dem weisen Richterspruche scheint Gemeingut der verschiedenen Völkerfamilien gewesen zu sein.*) Auf Christen glaubte der große Archäologe Giovanni Battista de Rossi eine Anfang der sechziger Jahre unsers Jahrhunderts gefundene, jetzt untergegangene Wandkritzelei deuten zu müssen: Audi Christianos, höre die Christen! glaubte er zu lesen. Vielleicht geben uns die weiteren Ausgrabungen, welche die ärmeren Viertel zu Tage bringen sollen, gewissere Aufschlüsse. Aber auch wenn diese uns weitere Zeugnisse versagen sollten, so behält doch die einst vom Vesuv begrabene Stadt auch für die Fragen nach der Beschaffenheit antiker Kultur zur Zeit der ersten Ausbreitung des Christentums und nach dem Verhältnisse des Christentums zur antiken Welt ihre einzigartige Bedeutung. Drüben in Herculanum hat man unter dem Schutte eine Bibliothek von Papyri gefunden. Ihr Hauptwert besteht in Schriften von Epikur und dessen Schülern. Ebenso, nur mit der Kraft der Anschaulichkeit, schildert uns jedes Bild der farbenglänzenden Stadt mit seinem weichen, erotischen Charakter die satte, nur ästhetisch interessirte und auf üppigen Lebensgenuß gerichtete Kultur. Aber auch nirgends anderswo lassen sich so klar die äußeren Formen der antiken Kultur erkennen, welcher das Christentum sich bemächtigte, die es mit seinem Inhalt erfüllte, durchdrang und so, oft umwandelnd, weiterbildend, sie aufs neue verwertete.

Pompeji, 8. Mai

Zu guter Stunde waren wir nach Pompeji gekommen. Der 7. Mai war als Hauptfesttag in den Maifesten von Valle di Pompei angekündigt. In dem trefflichen Gasthause zur Sonne gab uns der brave Don Nicola das zwanzig Seiten umfassende Programm, und da uns die Sache zu interessiren schien, holte er, der gefälligste und uneigennützigste aller italienischen Wirte, einen ganzen Berg von Schriften, alle bezüglich auf das neue Heiligtum des hochheiligen Rosenkranzes und seine wunderthätige Madonna. Wenige Schritte vom alten Pompeji, an der Straße nach Nocera, sind in jüngster Zeit einige stattliche Häuser entstanden, überragt von einer weithin sichtbaren, nach neapolitanischem Geschmacke mit grellen gelben und grünen Glanzziegeln gedeckten Kuppel. Neu-Pompeji oder Pompeji-Thal wird die neue Anlage genannt, und die, welche sie ins Leben gerufen haben, treten mit keinem geringeren Anspruche auf, als mit dem, der alten Stadt eine neue, bedeutende gegenüberzustellen. „Hier folgt die neue Kunst der alten; die neue Kultur steigt über der alten auf; das Christentum feiert hier seine heiligen Triumphe über das Heidentum."

Der unermüdliche und außerordentlich geschickte Urheber der neuen Kirche, des Kinderasyls, der Arbeitsräume — der glühende Apostel der wunderthätigen Madonna des Rosenkranzes ist ein Advokat, Herr Bartolo Longo. In zahlreichen Schriften wirkt er für seine Madonna. Seit etlichen Jahren giebt er eine Monatsschrift heraus „Der Rosenkranz und das neue Pompeji. Dreimal gesegnet von Papst Leo XIII." Er hat ein ziemlich umfangreiches Werk geschrieben: „Geschichte des entstehenden Heiligtumes von Pompei, der Königin des hochheiligen Rosenkranzes gewidmet," das 1885 schon in elfter Auflage erschienen ist, ein anderes herausgegeben: „Zur Einweihung der Kinderasyle in Valle di Pompei." In seiner Geschichte erzählt er, wie er dazu gekommen sei, eine Thätigkeit hier zu beginnen, und einzelne Episoden sind interessant genug, um sie wiederzuerzählen.

Er fand Mitte der siebziger Jahre die Gemeinde Valle di Pompei in traurigster Verfassung, verschiedenen Parochien die wenigen Häuser zugeteilt, die Leute selbst in unglaublicher Unkenntnis über die elementarsten christlichen Lehren. „Wie viele Personen der Gottheit lehrt die Kirche?" fragte er einen Bauer. Der Gefragte sieht ihn unsicher an und antwortet endlich: „In meiner Jugendzeit hat man mir gesagt, daß es

*) Vgl. Nr. 28, S. 272: Ein chinesisches Seitenstück 2c. und diese Nr., S. 350: Buddhistische Seitenstücke 2c.

drei wären; aber unterdes kann einer gestorben sein, ein anderer sich verheiratet haben. Es können also jetzt mehr oder weniger sein." Ein andrer giebt auf die Frage: „Weißt du, wer der heilige Josef ist?" die Antwort: „Der ewige Vater," und eine Bäuerin, als er wissen will, ob sie die Madonna kenne, den Bescheid: „Ich kenne sieben Madonnen, die Madonna dei Bagni drüben in Scafati, die Madonna Annunziata, die Madonna auf dem Monte Vergine u. s. w." Um das letztere zu hören, braucht man freilich nicht nach Pompeji zu gehen. Soweit man hier in Italien fragt, wird man überall im Volke diese Substituirung einer Persönlichkeit unter jedem Prädikat des Heiligen finden. „Das sind alles Schwestern, die verschiedenen Madonnen," erklärte ein italienischer Kutscher, und S. Giovanni Evangelista im Lateran ist ein ganz andrer, als S. Giovanni vor der Porta Latina in Rom. — Diese geistliche Verwahrlosung, die Herr Longo fand, ist übrigens bezeichnend genug für die römische Kirche, wenn man das Priesterheer bedenkt, über das sie verfügt. Die kleine Insel Capri mit ihren etwa 4500 Einwohnern, worunter noch eine Anzahl Nichtkatholiken sind, hat 26 Priester!

Longo wollte den Kultus der Madonna und ihres Rosenkranzes wieder zu Ehren bringen. Ein günstiger Zufall brachte ein Madonnenbild nach Valle di Pompei, darstellend die thronende Maria mit dem Jesuskinde, vor ihr knieend der heilige Dominikus und die heilige Katharina von Siena, beide Rosenkränze von der Himmelskönigin empfangend, ein Bild Neapolitaner Schule aus dem siebzehnten Jahrhunderte, vor etlichen Jahren für vier Lire auf dem Trödel gekauft. Ein noch günstigerer Zufall kam Longo zu Hilfe: am 3. Februar 1876 that diese Madonna das erste Wunder. Ein krankes Mädchen war zu dem wunderthätigen Bilde der Immacolata von Lourdes, das in S. Nicola Tolentino in Neapel aufbewahrt wird, gegangen, hatte von dem heilkräftigen Wasser getrunken — vergebens. Da kommt der Advokat zu der Familie. Die Tante der Kranken spendet für den Bau der Kirche in Pompeji den Betrag eines Jahres, verpflichtet sich zur fleißigsten Beisteuer (welche bis 1885 über 2000 Lire betragen hat): — von dem Momente an wurde es besser; schließlich trat völlige Genesung ein. Eine andre Kranke sieht die Madonna, hört sie sprechen: „Wenn du gesund werden willst, mußt du in meine neue Kirche kommen. Du wirst gesund werden. Der Arzt wird dir darüber ein Attest ausstellen." So ist es fortgegangen. Die „Jahre der Gnade 1876—1886 haben als Gesamtsumme der mit Attesten verbürgten Gnadenerweisungen 3720 aufzuweisen." In der That ist zu jeder Erzählung eine Wolke von Zeugnissen zugefügt: ärztliche, bischöfliche, väterliche, Tanten-, Onkel-Atteste.

Der Andrang wurde groß in Valle di Pompei. Eine Station, ein Telegraph, eine Post, eine Druckerei wurden eingerichtet. Nach zweijährigem Bestande hatte die letztere bis 1886 1 400 000 von den Büchern und Gebeten versendet. Die periodische Zeitschrift, die von den Waisenkindern gebunden wird und von deren Ertrage die Anstalt lebt, wird jeden Monat in 70 000 Bogen gedruckt und weithinaus in die Welt versendet. Schon im Februar 1876 war in Valle di Pompei die Konfraternität des hochheiligen Rosenkranzes gegründet, der Grundstein zur Kirche gelegt worden. Bis heute sind über 400 000 Lire zu ihrem Baue aufgebracht, meistens, wie der Verfasser selbst sagt, durch den monatlichen Soldo der Schneiderinnen und Wäscherinnen. Denn nichts hat eine solche Macht wie der Rosenkranz, führt der Verfasser aus. Er hat allein die Kraft, den Krebsschaden unsrer Tage, den Nihilismus, zu zerstören. Und damit auch den Protestantismus. „Der Nihilist leugnet alles und verschmäht jede Autorität. Nun ist aber das Leugnen jeder Autorität dasselbe wie gegen sie protestiren. Daher ist der Nihilismus nichts andres als ein Protestantismus." „Wer hat nun das Verdienst, wenn diese finstern Mächte zerstört sind? Die Verbündeten des Rosenkranzes. Und wie viel kostet ein solches Benefizium? Einen Soldo den Monat." Solche Aeußerungen eines gebildeten Mannes in seinen von oben sehr warm protegirten und weithin unter das Volk und die Gebildeten verbreiteten Schriften sind sehr bemerkenswert.

Der Verfasser schildert auch, was denn eigentlich seine Anstalten, seine Kirche gefördert hat. In wenig Zeilen ist vom Glauben an Jesus die Rede, dann auch von der Liebe, „dem Gefühle, das Jesus Christus wieder enthüllt hat." Dann aber strömen die Worte daher, seitenlang: „. . . aber welches ist das Band gewesen, das aus so vielen Herzen eins gemacht hat, aus so vielen Wünschen, wie sie ohne Aufhören das Menschenherz bewegen, einen einzigen Wunsch? Welches ist der Punkt gewesen, auf welchem sie sich getroffen, sich vereinigt haben, diese Freunde, diese Brüder — welches die Parole, bei der sie sich erkannt, sich umarmt haben, für die wir in inbrünstiger Liebe, mit größerem Mute, mit einer Sicherheit, der festen Ueberzeugung, nicht fallen zu können, weitergegangen sind? Dieser Name ist — die Jungfrau Maria, die göttliche Mutter Jesu, die wir anbetend verehren (venerare). Sie anbetend lieben wir sie, und sie liebend haben wir in ihr die Hoffnung, in ein künftiges ewiges Leben zu gelangen. Für uns ist der Inbegriff des Glaubens an Gott und der Liebe zum Nächsten Maria."*)

J F

Posaunenfeste

Vor etwas über vierzig Jahren kaufte der verstorbene Pastor Volkening in dem kleinen Jöllenbeck im Ravensberger Lande seinem Jünglingsvereine für 75 Pfennig eine Geige und gewann einen alten Jahrmarktsmusikus zum Lehrer für einen seiner jungen Freunde. Das ist der Anfang der in Ravensberg, Westfalen und Hannover bereits volkstümlich gewordenen christlichen Posaunenchöre. Zur Geige kam nämlich eine Klarinette, später ein Klappenhorn und eine Altposaune, bis man Kunstfertigkeit und Instrumente zu volltönender, sanfter und rauschender christlicher Blechmusik beisammen hatte. Ein Jünglingsverein lernte dann das Blasen vom andern, und man darf heute wohl schon weit über tausend Bläser zählen. Wo aber auch mit Posaunen geblasen wird, verehrt man den „Posaunenvater" Pastor Kuhlo in Gohfeld (Ravensberg), dessen Melodienbuch für Kirchenmusiken, Jahresfeiern, Waldfeste u. s. w. reichsten Stoff bietet.

Dies wollten wir vorausschicken, um so den freundlichen Lesern das volle Verständnis für das am 15. Juni d. J. in Bethel bei Bielefeld gefeierte Minden-Ravensbergsche Vereins- und Posaunenfest zu vermitteln. Wir entnehmen darüber der N. Westfäl. Volkszeitung folgenden frischen Bericht:

Musik machen ist so sehr schwer nicht, wenn man nur die Kinder-, Jünglings-, Jungfrauen-, Männer- und Frauenkehlen zu stimmen versteht, die Gott hat wachsen lassen. Und die Kehlen weiß zu stimmen, wer die Herzen zu stimmen versteht. Es wird ja allerlei gesungen, und je nachdem die Herzen gestimmt sind, klingt's heraus, edel oder — ja leider auch Gassenhauer werden für Gesang ausgegeben, und die „Welt" gewöhnlichen Schlages liebt die Karousselmusik, weil sie selber ein Karoussel ist. Da lob' ich mir die Minden-Ravensberger Volks- und Kirchenmusik; wo die herrscht, kann das Karousselgejohle nicht aufkommen.

Heute zum elften Vereinsfeste war es noch schöner als sonst; die ehrwürdige Münsterkirche in Herford in Ehren — aber die prächtigen grünen Buchenhallen draußen im Anstaltswalde gehen doch drüber, und der die Menschen- und Engelzungen geschaffen hat, schuf zu dem Waldesdom ein Himmelsdach, so sonnig und freundlich, so friedvoll und erquicklich, als hätte er all die Mühe der Festvorbereitung gnädig ansehen und sagen und zeigen wollen, daß es gut war, was sie geübt und gerüstet hatten. Es war auch gut; denn sie hatten es nicht gerüstet, die Herren Dirigenten und Posaunengeneräle, sondern sie hatten sich nur ein wenig umgesehen in der musikalischen Schatz- und Rüstkammer, die der große, reiche Gott auf Erden angelegt hat, vom Munde der jungen Kinder und Säuglinge bis zu den Sängerfamilien (Assaph und Konsorten) in Alt-Israel, von Davids Harfe bis zu den — Minden-Ravensberger Posaunen. Das Ländchen hier hat ja außer seinen „Sparren" auch seine Sänger- und Bläserfamilien; Gott gebe, daß sie nicht aussterben und daß man „draußen im Reich" sich auch mehr überlege, was mit gesunden Kehlen und wohlgestimmten Blasinstrumenten zu Ehren seines Namens, zur Freude der Seelen und zur Förderung seines Reiches anzufangen ist. Vier sind schon ein Quartett, und dreimal vier sind zwölf, und aus zwölf werden 120 und mehr; diesmal waren ungefähr 350 Bläser beisammen, die uns die alten ernsten Kirchenchoräle voll Geist und Kraft und die neueren, sanft-gemütvollen geistlichen Volkslieder, dazu den Jerichomarsch und die andern Kraftstücke zu ge-

---

*) Per noi la sintesi della fede in Dio e dello amore pel prossimo è Maria.

nießen gaben. Dazu die reichbesetzten Chöre der Kindlein und Jünglinge und Jungfrauen, zusammen ungefähr 1500 Chorsänger; auch die Bethelkranken dazwischen, die ihr Leid vom Herzen herunter zu singen und ihre neue Heimatsfreude im Liede vor Gott zu bringen verstehen — und als feste Säulen mitten in dem Meer der Töne, wie es bald leiser, bald lauter, bald zart, bald kräftig, bald mit, bald ohne Instrumentenhall auf- und niederwogte, ja, mitten drin als Säulen und Ruhepunkte die uralten Gottesworte, fest und unbeweglich aus der Ewigkeit in die Zeit hereinragend, durch treuer Zeugen Mund den Kindern dieser Zeit gedeutet, um ihr Sinnen und Streben in die Ewigkeit hinüberzupflanzen. So fehlte der Mannichfaltigkeit nicht die Einheit, den Tönen nicht die Deutung und die Deutlichkeit, dem Genießen nicht das ernste, mahnende Erbauen.

Einfach, kindlich-volksfaßlich war im Programm der Grundgedanke vorgezeichnet: Mosis Glauben — im Kindes-, Jünglings- und Mannesalter, nach Hebräer 11, 23—28. Die Eingangs-Wechselgesänge verwoben schön die Freude an Gottes Naturschöpfung und Heilsschöpfung. Dann der erste Teil, den Kindern hauptsächlich gewidmet, das Kind Mose als Mittelpunkt; liebliche Kinderlieder, von den Jungfrauenchören gewidmet. Die Ansprache zu V. 23 von Pastor Huyssen, ein Wort vornehmlich zum Herzen der Mütter: Wie Mosis Mutter im Glauben ihres Kindleins leibliches Leben zu retten und zu pflegen verstand, wie Gott seine schützende Hand ausstreckte, um in wunderbaren Fügungen diesen mütterlichen Glauben mit Erfolg zu krönen, wie aber diese Mutter es auch verstand, in das Herz des Kindleins den Glauben so tief zu pflanzen, „vor dem schulpflichtigen Alter,“ daß keine Weisheit und Afterweisheit der ägyptischen Gelehrtenschulen und keine Versuchung des Königshofes die Wurzeln mehr ausrotten konnte.

Dann das Jünglingsalter: Jünglings- und Jungfrauenchöre. V. 24—26, beleuchtet durch die Ansprache des Pastor Volkening: Des Jünglings Glaubenskampf in der Verleugnung seiner selbst und der Welt. Leicht gesagt, aber schwer gethan; wie mancher Jüngling verdirbt an Leib und Seele, weil er diesen Kampf scheut, weil er nicht erkennt, wie nichtig die Ehre und Ehrsucht der Welt, wie schlimm und trügerisch die „zeitliche Ergötzung der Sünde,“ wie viel kostbarer die „Schmach Christi“ als alle „Schätze Aegyptens,“ wenn man nur „ansieht die Belohnung,“ die in Gott dem Herrn selbst, der sich und seinen Frieden und seine Herrlichkeit nur dem schenken kann, aber auch sicherlich schenkt, der im Glauben die Sündenstricke zerreißt und an ihn allein sich hält. — Die Gesänge dieser Abteilung hatten vorwiegend das Bekenntnis der Liebe zum Heiland und die heiligende Kraft seiner Liebe zum Inhalt.

Es folgte die Ansprache des Herrn Superintendenten Schmalenbach über Vers 27—29: das Mannesalter. Dreimal heißt's hier „durch den Glauben“; dreimal gelingt durch den Glauben, was ohne Glauben nicht einmal gelingt. Es ist ein unschätzbares Gut, „bei Gott Kredit zu haben,“ wie Moses, der durch viel Gebet und Flehen und Kampf einen offenen Zugang zum Herrn gewonnen hatte, vertraut mit ihm zu reden und auf sein Wort zu handeln wußte. So sah er das Unmögliche gelingen! Wie weiß doch Gottes Hand die Dinge zu wenden! Die Erde ist rund, auch die irdischen „Verhältnisse“ sind rund; im Handumdrehen weiß der Herr sie umzugestalten. Auf Mosis Bitte an Pharao, das Volk ziehen zu lassen, erst ein anhaltendes „Nimmermehr,“ dann mit einemmale: „Noch diese Nacht eilet hinweg!“ „Glaube“ und Frömmigkeit ist nicht Gedanken- und Gefühlswesen, sondern Wille; auch Moses mußte den Unglauben überwinden, und erst als er wollte und wagte auf Gottes Wort hin, da gelang das Befreiungswerk. Nicht die Macht Pharaos, nicht der Würgengel, der alle Erstgeburt schlug, nicht die Wellen des Roten Meeres brauchte er zu fürchten, da er that nach Gottes Gebot. — Die Lieder der Abteilung atmeten den tapfern Christenmut im Lebens- und Leidenskampf und die volle Hingabe an die Führung des Herrn; von den Posaunen wurde u. a. das Dies irae (Tag des Zornes) und der „Durchzugsmarsch“ geblasen. Der Ordner des Ganzen, Pastor Kuhlo von Gohfeld, hielt nach Psalm 114 das Schlußgebet.

Von dem Umzuge der Gäste durch die Anstalt, schon am Vormittag, unter Pastor von Bodelschwinghs und seiner Gehilfen Führung, von Rede und Lied in der Kirche, auf dem Festplatze und dem Friedhofe, von den Verdiensten der Bethel- und Sareptaküchen gestattet der Raum nicht, näheres zu berichten. . . .

Die Kollektenteller fehlten natürlich auch nicht, und der reiche Ertrag (800 Mk.) muß als ein williges Dankopfer der etwa 6000 Festgäste dankbar begrüßt werden. . . . .

Und die Moral?

Daß wir auch anderwärts solche christliche Volksfeste haben müssen, Feste, wo es harmlose, vertiefte Freude giebt und nicht witzlose Rohheit und Ausschweifung alles ist.

Verschiedenes

(Buddhistische Seitenstücke zu Salomos Urteil) Die Leser von Nr. 28 (S. 272) wird es vielleicht interessiren zu hören, daß uns schon 1859 der berühmte Benfey in seinem Pantschatantra (I, S. 394—396) auf einige Geschichten von Urteilssprüchen in Dsanglun, einer tibetischen Sammlung buddhistischer Legenden, aufmerksam gemacht hat, welche „ihrem Wesen nach an das berühmte salomonische Urteil erinnern.“ Das sei besonders der Fall bei dem Vorschlag, eine von sechs Königen gefreite Prinzessin in sechs Stücke zu teilen und jedem eines zu geben, um den Krieg, den sie deshalb begonnen haben, abzuwenden. In den Nachträgen des zweiten Bandes aber erklärt jener Gelehrte, das Urteil des Salomo erscheine auch selbst fast wörtlich in einem aus Indien stammenden Werke, nämlich der tibetischen Uebersetzung von heiligen Schriften des Buddhismus (im Kandjar, Vinaga), wo der Fall folgendermaßen laute:

„Ein Mann, der von seiner Frau keine Kinder hatte, nahm sich noch eine Frau, die ihm einen Sohn gebar. Aus Furcht vor dem Hasse der ersteren schenkt dieser ihn ihr. Als der Mann gestorben, streiten beide Frauen um den Sohn, da mit demselben der Besitz des Hauses verknüpft ist. Um nun zu erkennen, welche die wahre Mutter sei, heißt Viçâkhâ beide den Knaben mit aller Macht an sich ziehen. Die wahre Mutter würde vorsichtig ziehen, um den Sohn nicht zu verletzen; auch sollte man Anstalt machen, die ungerechte Mutter, wenn sie zu stark zöge, mit einer Gerte zu schlagen.“

Benfey zweifelt nicht, daß beide Urteile ihrem Ursprung nach identisch sind und nur einen Ursprungsort haben. Für wahrscheinlicher hält er, daß Indien, wo sich eine Menge Erzählungen von klugen Urteilen finden, der Ursprungsort sei. Die mündliche Fortpflanzung war eine außerordentlich leichte, und jedenfalls hat diese Konzeption lange im Munde des Volkes gelebt, ehe sie schriftlich fixirt wurde. J

(Züricher Mäßigkeitskongreß) Eine internationale Versammlung gegen den Mißbrauch alkoholischer Getränke findet am 9. und 10. September in Zürich statt; an der Spitze stehen Prof. Forel und Dr. Rahn-Meyer. Auf der Tagesordnung gehen voran Erörterungen über das Alkoholmonopol von schweizerischen und belgischen Rednern; dann kommen Vertreter des deutschen Mäßigkeitsvereins von 1883: der Vizepräsident Dr. Miquel über den Stand der Alkoholfrage in Deutschland, der Geschäftsführer Lammers über das Verhältnis der Vereinsthätigkeit zur Staatsfürsorge im Mäßigkeitskampfe, die Pfarrer Hirsch, Kayser und Martius über Trinkerheilanstalten, Pflege gesunder Geselligkeit, Mithilfe der Schule und Lehren der früheren deutschen Mäßigkeitsbewegung. Pfarrer Rochat aus Genf wird über das schweizerische Blaue Kreuz (Enthaltsamkeit in langsamer Anbahnung) und den Verbrauch von Getränken in den Schenken Genfs berichten, der Engländer Arthur Jepson über Kaffeeschenken, ein dänischer Lehrer über den dortigen noch rein auf Vereinsthätigkeit eingeschränkten Kampf, Miß Gray über die weiblichen Mäßigkeitsbestrebungen in aller Welt und Rowland Hill über Anfänge mit Kindern. Das wohl die bemerkenswertesten Gegenstände, aber noch keineswegs alle; zum Glück darf ein Redner nicht über eine Viertelstunde sprechen. — Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hält seine Jahresversammlung am 13. und 14. September in Darmstadt ab.

(Schönes Vermächtnis) Man schreibt der Kreuzz. aus Straßburg i. E.: Freudiges Aufsehen erregt in evangelischen Kreisen das Vermächtnis eines dieser Tage verstorbenen Mannes. Derselbe, ein Zivilingenieur Müller, geboren zu Günsbach im Münsterthale als Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers, hat seine beträchtlichen liegenden Güter und sein stattliches Wohnhaus mit Garten der Gemeinde Günsbach mit der Bestimmung vermacht, daß sein Wohnhaus als protestantisches Pfarrhaus dienen und der Pfarrer die Nutznießung der hinterlassenen Aecker und Rebberge haben solle, mit Ausnahme eines dem Lehrpersonal katholischen und evangelischen Bekenntnisses zugedachten Teiles.

(Napoleon I. über den Atheismus) Als Napoleon I. die Kathedrale von Chartres besuchte, sagte er von dem Gefühl der Gottesnähe ergriffen: „Ein Atheist würde sich hier nicht wohlbefinden.“ Kräftigeren Ausdruck gab er seiner Abneigung gegen den Atheismus, als er aus Schönbrunn, 22. Frimaire, Jahr XIV (13. Dezember 1805) an Champagny, seinen damaligen Minister des Innern, Folgendes schrieb:

„Mit Schmerz erfahre ich, daß ein Mitglied des Instituts, durch seine Kenntnisse berühmt, aber jetzt kindisch geworden, nicht die Klugheit hat, zu schweigen, sondern von sich reden zu machen sucht teils durch Anzeigen, die seines ehemaligen Rufes und der Gesellschaft, zu der er gehört, unwürdig sind, teils indem er sich zum Atheismus bekennt, einer Lehre, die jede gesellschaftliche Ordnung untergräbt, dem Menschen allen Trost und alle Hoffnung nimmt. Ich will, daß Sie die Präsidenten des Instituts (bekanntlich der Gesamtname für die in Paris bestehenden Akademien), dieser berühmten Gesellschaft, der anzugehören ich mir zur Ehre rechne, zu sich berufen und sie beauftragen, Herrn Lalande kommen zu lassen und ihm im Namen der Gesellschaft einzuschärfen, nichts mehr drucken zu lassen und nicht in seinen alten Tagen zu verdunkeln, was er in den Tagen seiner Kraft gethan hat, um sich die Achtung der Gelehrten zu verdienen, und, falls diese brüderlichen Ermahnungen fruchtlos sein sollten, daß ich gezwungen sein würde, daran zu denken, daß es meine erste Pflicht ist, zu verhindern, daß man die Moral meines Volkes vergifte: denn der Atheismus untergräbt alle Moral, wenn auch nicht in den Individuen, doch wenigstens in den Nationen. Napoleon.“

Lalande war der berühmte Astronom und Direktor der Pariser Sternwarte. Ursprünglich ein Zögling der Jesuiten in Lyon, war der an Gott irre gewordene Gelehrte damals 73 Jahre alt.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig